

Leseprobe 1:

Der Krieg und der Patient II

1942

Der Dezember kam, ich hatte noch immer keine Nachricht von Georg erhalten. Ich wusste nicht, wo er sich befand, nur, dass es irgendwo an der Ostfront war. Die Nachrichten von den heftigen Kämpfen, die wir nun doch in der Wochenschau zu sehen bekamen, entsetzten mich unsäglich. Etwa eine Woche vor Weihnachten traf ein Telegramm ein. Mein Herz sank, als ich mich mit zitternden Knien setzte. Was stand darin? War dies das Ende meiner Ehe? Mein Major kam mir wieder in den Sinn, dessen Tod ich durch ein ähnliches Telegramm erfahren hatte.

Georg war am Ilmensee bei St. Petersburg (damals Leningrad) schwer verletzt und ins Feldlazarett nach Lötzen transportiert worden. Seine Verletzung war kritisch, es musste mit dem Schlimmsten gerechnet werden, ich solle so rasch wie möglich kommen. Gott sei Dank, er ist nicht tot, dachte ich.

Eine solche Nachricht war nicht ungewöhnlich. Wenn der Zustand sehr kritisch war, wurden die Ehefrauen herbeigerufen, um dem Sterbenden zu helfen und Abschied nehmen zu können. In den meisten Fällen war der Aufenthalt nur einige Tage lang, gerade kurz oder lang genug für einen Kurzurlaub von der eigenen Anstellung, dann hatte sich der Zustand entweder wieder zum Guten gewendet oder, wie allzu häufig, der Patient war verstorben.

Manche Dinge prägen sich wohl für immer in unser Gedächtnis ein, besonders, wenn wir plötzlich in eine schlimme Lage versetzt werden. Das Telegramm war von dem Arzt des Feldlazaretts unterschrieben, in dem Georg untergebracht worden war. Sein Name war Dr. Hühnerbein.

Für mich bestand kein Zweifel, ich würde so rasch wie möglich fahren. Ich wollte auch nicht nur wenige Tage bleiben. Ich wollte meinen Mann pflegen, solange ich konnte. Irgendwie musste ich meinen Dienst in Karlsbad quittieren und mich auf nach Ostpreußen machen. Die einzige Möglichkeit war, Lazarethhelferin in Lötzen zu werden. Es waren immer zu wenige Helfer an der Front und in den besetzten Gebieten vorhanden, kein Problem also für jemanden wie mich, der fest entschlossen war. So konnte ich bei Georg sein und musste mich daneben „nur“ noch um einige andere Verwundete kümmern.

Meine Mutter war außer sich, als sie von meinen Reiseplänen

hörte. „Um Gottes Willen, Kind, an die Front! Du weißt doch, wie gefährlich das ist!“ rief sie und wrang ihre Hände.

Doch sie wusste, dass ihre Versuche, mich umzustimmen, sinnlos waren. Sie starrte mich böse an und ich starrte böse zurück. Was konnte sie schon ausrichten. Ich war erwachsen, vielleicht zu erwachsen. Sie kannte meinen störrischen Kopf. Wenn ich mir etwas vorgenommen hatte, zog ich das auch durch.

Ich nahm mir bei meiner Dienststelle in Karlsbad Urlaub auf unbestimmte Zeit. Alles weitere würde ich in Lötzen mit dem kommandierenden Leiter des Lazarets klären.

Es war eine lange Reise, zuerst nach Berlin, von dort nach Königsberg (heute Kaliningrad), dann quer durch Masuren nach Lötzen. Ich weiß nicht mehr, in wie vielen ungeheizten und unbequemen Zügen ich auf dieser Fahrt gesessen bin, ohne Essen, mit verdreckten Toiletten. In meiner Erinnerung ist es eine einzige lange Qual, eine aufreibend lange Reise inmitten von Militär, die lässig Zigaretten rauchten und sich Zoten erzählten, die Kälte und der Hunger, meine Sorgen. Nach zwei Tagen schließlich erreichte ich eine einsame Bahnstation im tiefsten Hinterland.

Ich war wohl nicht mehr bester Verfassung, als mir der Stationsvorstand in fast unverständlichem ostpreußischen Dialekt erklärte, dass ich mit dem Zug, mit dem ich gekommen war, nicht weiterfahren dürfe. In Königsberg hatte mich ein mitleidiger Lokomotivführer in diesen Zug gelassen. Das Ziel war die „Wolfsschanze“ bei Rastenburg (heute Ketrzyn), das geheime Hauptquartier des Führers in Preußen. Der Zugsführer hätte bereits seine Befehle missachtet, mich bis hierher mitzunehmen. Ich sollte mir darüber klar sein, dass dies für alle Beteiligten dramatische Konsequenzen nach sich ziehen könne.

Ich blickte den roten Rücklichtern hinterher, als der Zug ohne mich weiterfuhr. Eine riesige Last drückte auf meine Schultern, als ich auf diesem zugigen Behelfsbahnsteig stand. Unendlich verlassen und mutlos, genauso fühlte ich mich, wollte nur ein wenig schlafen. Was morgen käme, ich würde dann damit fertig werden, doch nicht jetzt. Einfach nur ausruhen und ein wenig Wärme finden.

Zumindest war in dem Stationsvorstand noch ein wenig Menschlichkeit, denn er erlaubte mir, in seinem kleinen Haus zu warten. Dort bot er mir brummig warmen Tee an, wenn er auch sonst kein Wort mehr sprach. Wenigstens musste ich diese bitterkalte Nacht nicht im Freien verbringen. In den späten Morgenstunden erschien endlich ein Anschlusszug, und zu Mittag erreichte ich mein Ziel.

Drei Tage war ich unterwegs gewesen. Ich war so müde, dass ich fast den Grund meiner Reise vergessen hatte. Mit letzter Kraft schleppte ich mich zum Lazarett, holte mir die Informationen über meine Unterbringung und schlich anschließend in das Haus eines Generals, nur von dessen Frau bewohnt. Der Mann war irgendwo an der Ostfront, war schon lange nicht zuhause gewesen. Die gelegentlichen Mieter waren der Hausdame gerade recht als Gesellschaft.

Das Bett schien mich mit den weißen, kühlen Laken zu rufen, doch ich konnte mich nicht ausruhen. Ich warf meinen kleinen Koffer in eine Ecke, wusch mir das Gesicht und machte mich auf den Weg zu meinem privaten Patienten.

Georg hatte hohes Fieber, fantasierte im Delirium.

Was war geschehen? Mit leisen Worten erklärte mir ein Pfleger, wie Georg ins Lazarett gekommen war. Eine Kugel hatte seinen Fuß durchschlagen, die Wunde war stark geschwollen aber nicht lebensgefährlich. Keiner konnte sich einen Reim auf seinen Zustand machen. Amputation war nicht nötig. Es war nicht üblich, Gliedmaßen zu amputieren, nur, wenn es sich wirklich nicht mehr vermeiden ließ. Immerhin war ein Mann mit fehlendem Bein oder Arm kein brauchbarer Soldat mehr. Und die waren in dieser Zeit bitter nötig. Kaum war ein Soldat genesen, wurde er zurück an die Front geschickt.

Viel später erzählte mir Georg, was passiert war. Seine Einheit war im sumpfigen Gelände rund um den Ilmensee eingekesselt worden. Verzweifelt wehrten sich die Soldaten gegen den näherrückenden Tod. Er sollte russische Panzer abschießen, die im enger werdenden Kreis ständig näher kamen und einen Ausbruch verhinderten. Mit Panzerfäusten versuchte er frontale Schüsse, um die Gefährte in Brand zu setzen und dadurch zu zerstören. Es war der verzweifelte Versuch, eine Fluchtschneise für sich und seine Kameraden freizuschießen. Es gelang ihm, acht oder neun Panzer zu vernichten, bevor er selbst getroffen wurde. Ein Scharfschütze hatte seinen Standpunkt ausfindig und ihn mit einem gezielten Schuss kampfunfähig gemacht. Monate später sollte er für seinen Einsatz das Deutsche Kreuz in Gold erhalten, doch was half ihm das jetzt?

Verwundet wurde er in russische Gefangenschaft gebracht. Man ließ ihn drei Tage in einem Lager liegen, ohne seine Wunden zu versorgen. Niemand hatte dazu Zeit, die Kämpfe waren nah, Krankenschwestern gab es nicht. Man war schon glücklich, wenn man ein wenig Wasser und Brot bekam. Nach diesen Tagen, in denen er vor sich hinsiechte, wurde er von einer deutschen Truppe befreit. Der Rückzug

dauerte zwei weitere Tage, dann erst erreichte er das Lazarett.

Georg ist in dieser Zeit bei der Heeresgruppe Nord, der 16. Armee, nahe der Festung Demjansk stationiert. Am 17. Dezember 1942 löst die 225. Infanteriedivision die 81. Infanteriedivision bei der Verteidigung des Verbindungsschlauchs zu dieser Festung ab. Diese Division hatte während der vorhergehenden Kämpfe schwere Verluste hinnehmen müssen. Georg wird befreit und ins Lazarett nach Lötzen transportiert.

Bereits im vorangegangenen Winter ist es in dieser Region zu schweren Kämpfen gekommen, bei denen die Wehrmacht rund 332.700 Mann verliert. Die Rote Armee büßt bei den Schlachten um den Schlauch von Demjansk vom 28. November 1942 bis zum 12. Januar 1943 zirka 10.000 Mann und 423 Panzer ein. Die Deutschen verlieren in dieser Zeit zirka 17.800 Mann, die entweder fallen, verwundet oder vermisst werden. Anfang Februar 1943 ist klar, dass die Festung Demjanks nicht weiter gehalten werden kann. Es erfolgt der Befehl der schrittweisen Räumung.

Georg wurde auf Typhus behandelt, auf Wolhynien Fieber (Sumpffieber) und eine Menge anderer Krankheiten, mit denen man sich in Gefangenenlagern anstecken konnte, doch nichts brachte eine Besserung seines Zustandes.

Meine Müdigkeit war wie weggeblasen. Ich verbrachte die ganze Nacht an Georgs Bett und kühlte ihm Gesicht und Kopf, hielt seine Hand und wollte ihm das Gefühl von Geborgenheit geben. Immer wieder versuchte ich, ihm etwas Flüssigkeit einzuflößen. Am Morgen war das Fieber zwar ein wenig gefallen, doch er hatte das Bewusstsein noch immer nicht wieder erlangt.

Der nächste Tag brachte den Umzug in das Lazarett in der Festung Boyen außerhalb der Stadt Lötzen, wo man sich auf die Behandlung Schwerstverletzter spezialisiert hatte.

Die Festung war eine richtige Trutzburg, vor Jahrhunderten zum Schutz vor Angreifern aus dem Osten gebaut. Drei Tunnel führen in den inneren Bereich, wo das Krankenlager lag. Das Haupthaus enthielt viele kleine Räume mit unheimlich dicken Mauern, die Fenster wurden durch schwere Eisenbarren geschützt.

Mein Weg, um Georg zu betreuen, war fünf Kilometer lang geworden, die ich jeden Tag bei mehreren Minusgraden zu Fuß bewältigen musste.

Ich erinnere mich noch genau, wie mir meine Vermieterin an dem Tag, an dem ich das erste Mal von der Festung zurückkehrte, die Türe öffnete. Ich muss wohl eine seltsame Gestalt abgegeben haben, schlotterte vor Kälte, Nase, Ohren und Hände rot vom Frost.

„Mädchen, so werden Sie Ihren Mann aber nicht pflegen können“, murmelte sie und drückte mir einen dicken Wollpullover in die Hand. Dankbar sah ich sie an und konnte es nicht fassen, als sie mir noch einen großen Schal gab, den ich mir eng um Schultern und Kopf schlang um mich vor der Kälte zu schützen.

Der Zustand meines Patienten verbesserte sich nicht, im Gegenteil. Im Delirium fantasierte er, mehr noch, er schlafwandelte, wenn man das so nennen kann.

Er versuchte aufzustehen und zu randalieren. Durch die Nachlässigkeit der Krankenpfleger befand sich seine Pistole bei seinen Sachen neben dem Bett. Bei einem dieser Anfälle ergriff er sie und blickte mit wilden Augen im Raum herum.

Die Waffe in der zitterigen Hand, schwankte er im Raum herum und schrie vor sich hin. Bald hatte er das Kind eines Kameraden aufs Korn genommen, das den Vater gerade besuchte. Er zielte, doch entweder hatte er einen klaren Moment und merkte, was er im Begriff war zu tun, oder ihn verließen die Kräfte. Er ließ die Waffe sinken und sackte in sich zusammen, da waren auch schon die Krankenpfleger über ihm und entrissen ihm die Pistole.

Nach diesem Vorfall wurde er in ein Zwei-Bett-Zimmer verlegt um weniger Besucher um sich zu haben. Seine Fieberfantasien jedoch wollten nicht nachlassen. Wieder versuchte er, das Bett zu verlassen. „Nimm die Verbände ab, die Ärzte kommen“, rief er immer wieder seinem Mitpatienten zu und wollte sich die Binden vom Bein reißen.

In den wenigen Tagen, die ich bei ihm verbracht hatte, war er zu einem Pflegefall geworden, der permanent beaufsichtigt werden musste, doch das überstieg die Möglichkeiten des Pflegepersonals. Immerhin war er nicht der einzige Patient, der dringend Pflege bedurfte.

„Könnten Sie nicht ...?“ fragte mich der Arzt eines Morgens und deutete mit dem Kopf in Richtung Georg. Eigentlich hatte ich das schon erwartet und nickte nur wortlos. Ich würde meinen Mann rund um die Uhr betreuen. Das war in Ordnung, es quälte mich nur, nicht zu wissen, was ihn so zugerichtet hatte.

So verbrachte ich meine Zeit damit, ihm soviel Flüssigkeit wie möglich einzuflößen und zu versuchen, jede seiner Bewegungen im Ansatz vorausszusehen und wenn nötig abzufangen.

Dem Kalender nach waren es nur mehr wenige Tage bis Weihnachten. Während des Tages hatte ich immer wieder freie Zeit, in der Georg dann doch von den Pflegern im Lazarett betreut wurde. An einem dieser Tage nahm mich meine Vermieterin zum Tee in ein nahegelegenes Schloss mit. Sie selbst war Nachfahre einer der vielen Adelsfamilien dieser Gegend und hatte nach wie vor viele Kontakte.

Masuren besitzt viele Güter und Schlösser aus der Ritterzeit, die in diesem Herzland Preußens gut gepflegt und geführt worden waren. Unser Ziel an diesem kalten Nachmittag war eines dieser Schlösser, Schloss Nikolaiken, Wohnsitz eines ältlichen Grafen, wie ein Relikt einer anderen Welt.

Wir wurden von einer Pferdekutsche abgeholt, eine holzgeschnitzte Kutsche mit Verzierungen und kleinen Glöckchen, Felldecken zum Wärmen der Fahrgäste. Der Wintertag war ein strahlender Tag, Sonnenschein rund um uns, unser Atem wie kleine Wölkchen, die in das Licht schwebten. Die wunderbare Landschaft und das leise Schnauben der Pferde, all das gab mir ein unheimlich friedvolles Gefühl, zumindest für diese kurze Weile. Der Krieg war mit einem Mal weit weg, fast unwirklich, mein Mann war nicht sterbenskrank, die Front nicht nur hundert Kilometer entfernt. Ich war für diesen kurzen Moment eine Prinzessin, die den Luxus einer Kutschfahrt genoss.

Ein betagter Diener öffnete das große Eingangstor und trat stumm zur Seite, um uns in die große Halle eintreten zu lassen. Ein riesiger Kamin dominierte den Raum. Über der kunstvoll aus Stein geschnittenen Feuerstelle hing ein kolossaler Elchkopf und starrte uns entgegen.

Der Teeraum, in den wir geführt wurden, war mit wertvollen Gobelins und exquisiten Möbeln ausgestattet, Silber und feines Porzellan spiegelten die Eleganz des Raumes wieder. Eine Mamsell begann sofort, Tee für uns in die Tassen zu gießen. Die Gesichtszüge des Grafen wirkten wie gemeißelt, vornehm und eloquent, blasse Haut über markanten Wangenknochen. Zwei Stunden lang unterhielt er sich mit meiner Vermieterin über die unglaublichsten Dinge, nur nicht über den Krieg. Ich selbst konnte zur Unterhaltung nicht viel beitragen. Ich war diese Art der höheren Konversation nicht gewohnt, in der man redet und doch nichts sagt.

„Wie geht es dem Gatten?“

„Ach, Sie wissen schon, man hört ja nicht viel. Aber ich glaube, er ist siegreich. Na ja, was hätten Sie denn sonst erwartet?“

„Wie geht es der Wintersaat? Ich habe meine Pächter angewiesen, wie jedes Jahr zu säen, warum nicht? Nächstes Jahr ist doch alles

vorbei, und wir werden die Ernte gut an die Umsiedler in den Osten verkaufen können.“

„Da haben Sie Recht. Wo haben Sie übrigens diesen wunderbaren Tee her? Ich habe schon lange nicht mehr etwas so Köstliches getrunken ...“

Ich muss wohl immer wieder mit offenen Mund auf die beiden gestarrt haben, denn von Zeit zu Zeit warfen sie mir verstohlene Blicke zu, bevor sie sich in die Augen sahen und leicht nickten.

Hätte man damals zu anderen Welten fliegen können, ich wäre sicher gewesen, dass ich mich auf einem anderen Planeten befunden habe. Wie Außerirdische wirkten die drei in einem Umfeld, das gerade durch Krieg und Hass zerstört wird.

Zum Abschied bekamen wir einen Delikatessenkorb und französischen Cognac zur Stärkung für meinen lieben Patienten. Der Kutscher brachte uns durch die hereinbrechende Dämmerung zurück nach Lötzen und in die Realität. Ein letztes Mal fühlte ich mich wie in einem Märchen, wie die kleine Clara im Nussknacker.

Weihnachten

1942

Am Tag vor Weihnachten entschied ein erfahrener Chirurg eines Krankenhauses aus Dresden, der in unser Feldlazarett abkommandiert worden war, nach einer eingehenden Untersuchung, meinen Patienten nochmals zu operieren. Am frühen Morgen des heiligen Abends war es soweit. Endlich, endlich kamen Ergebnisse. Eine schwere Blutvergiftung, die man bisher nicht festgestellt hatte, war die Ursache des hohen Fiebers. Die Operation war schwierig doch erfolgreich.

Die starke Schwellung und die Entzündung hatte eine eingehende Untersuchung des verletzten Fußes bisher nicht zugelassen. Erst bei der Operation stellte der Arzt fest, dass die Kugel das Fersenbein und den Mittelfußknochen zertrümmert hatte. Viele Knochensplinter mussten entfernt werden.

Diese Verletzung hinterließ bleibende Schäden. Georg musste sein weiteres Leben ohne Ferse und Mittelfuß bestreiten. Nie wieder konnte er ohne Schuheinlagen und eigens angefertigte orthopädische Schuhe und Stiefel auskommen.

Während der Operation ging ich nervös vor dem Operationssaal auf und ab. Erst nach einigen Stunden trat der erschöpfte Arzt zu mir und informierte mich mit wenigen Worten, dass die Operation gut verlaufen war. Die Erleichterung ließ mich müde und ausgelaugt zurück. Mein Patient brauchte mich in dieser Nacht nicht, die Narkose

würde einige Stunden wirken. Also machte ich mich auf den langen Weg zurück nach Lötzen.

Einsam ging ich durch diese Weihnachtsnacht, der Schnee knirschte unter meinen Füßen und nur der Vollmond erleuchtete die Winterlandschaft. Plötzlich hörte ich Stimmen zu mir wehen. Einige Tage zuvor hatte ich auf dem Rückweg ein riesiges Kreuz gesehen, das nicht weit von der Straße entfernt stand. Als ich näher kam, sah ich rund um dieses Metallkreuz, das an den Märtyrertod des deutschen Missionars und Erzbischofs Bruno Querfurt im Jahr 1009 erinnert, eine Gruppe russischer Kriegsgefangener mit ihren Wärtern, das Kreuz und die Gesichter durch eine Vielzahl von Kerzen erleuchtet. Mit wehmütigen Stimmen sangen sie russische Volkslieder. „To ni vyetyer vyetku klonit, ni dubravushka shumit. To mayo serdyetshko stonit, kak osyeni list drazhit. (Nicht der Wind bewegt den Zweig, nicht die alte Eiche rauscht. Es ist mein armes Herz, das stöhnt und bebt wie ein Blatt im Herbst).“

Ich musste stehen bleiben, konnte nicht einfach weitergehen und die eigenartige Atmosphäre hinter mir lassen. Eingewickelt in meinen Wollschal stand ich in der Dunkelheit und sah die Männer, die für eine kurze Weile zu Verbündeten im Geist der Weihnacht geworden waren. Ich dachte an meine Eltern, an Georg, an die unbefleckte Geburt in Bethlehem, an die Irrationalität dieser Situation an einem gottvergessenen Ort irgendwo in einem vom Krieg gezeichneten Land. Ein Schauer rann mir über den Rücken, als ich in die traurigen und ausgemergelten Gesichter der Männer sah, Deutsche und Russen, in dieser Nacht 1942, in Ostpreußen, nicht weit von einem Kriegsgefangenenlager entfernt.

Zurück in meinem Zimmer überraschte mich meine Vermieterin mit einem Gänsebraten. Der Duft gebratener Äpfel im Ofen war wie ein süßes Parfüm, das durch das Haus zog. Ihr Weihnachtsgeschenk für mich war ein Buch über Mozart, das in späteren Jahren mehr als einmal mit mir den Atlantik überquerte.

Am 27. Dezember 1942 feierte ich meinen 20. Geburtstag mit einem Föhrenzweig, der mit Schokoladenstückchen geschmückt war. Ein Geschenk der Pfleger im Krankenhaus als kleines Dankeschön für meine Hilfe.

Wieder im Westen

1943

Das neue Jahr brachte ungewöhnlich kaltes Wetter mit Schneestürmen. Außer dem Krächzen der Krähen lag nur eine klamme Stille über der schneebedeckten Landschaft.

In stillen Nächten, wenn ich mich auf dem Weg zwischen Lazarett und meinem Zimmer befand und der Wind aus dem Osten kam, konnte man entfernten Donner hören. Ich weiß nicht genau, was es war, die Front war noch eine ganze Strecke entfernt. Doch die Soldaten im Lazarett meinten, es müssten wohl die vielstimmigen Chöre der „Stalin-Orgeln“ sein, die in russischen Waffenfabriken entwickelten Katjuschka-Raketenwerfer, eine schreckliche, todbringenden Waffe.

In diesen Momenten sank mein Herz in Gedanken an die Männer, die gerade irgendwo entlang der russisch-deutschen Front in ihren eisigen Gräben hockten und um ihr Leben kämpften.

Meinem Patienten ging es nach der Operation besser. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Chefchirurg, der Georg operiert hatte, suchte Patienten aus, die zurück in den Westen verlegt werden sollten. Georg war einer. Man musste Platz im Lazarett schaffen für die mit jedem Tag steigende Anzahl Verwundeter, die aus dem Osten herantransportiert wurden. Mit dem nächsten verfügbaren Lazarettzug würde Georg in den Warthegau, nach Pleschen verlegt werden.

Ich betreute ihn bis zur letzten Sekunde, sah dem Zug nach, der wieder Distanz zwischen uns brachte. Mit langsamen Schritten ging ich zurück zu meinem Zimmer. Meine Arbeit hier war beendet. Ein letztes „Adieu“ an meine Vermieterin, eine kurze Umarmung, dann machte ich mich auf den Weg nach Berlin.

Bei mir hatte ich die Ration, die jeder verwundete Soldat mitbekam, Butter, Käse, Salami, Speck, Schokolade und Kaffee, heiß begehrte Lebensmittel für jeden einzelnen Bewohner des geschundenen Landes. Dieses Paket wurde als nobles Geschenk Hitlers für seine Soldaten dargestellt, deshalb bezeichnete man es landläufig als „Führerpaket“.

Ich wollte meinen Schwiegervater besuchen und ihm persönlich vom Zustand seines Sohnes berichten. Ich wusste aus dem letzten Brief, dass er alleine im Haus war, seine Frau und seine Tochter waren aus Angst vor den Luftangriffen aufs Land geflohen. Alleingelassen, nicht wirklich in der Lage, sich selbst zu verpflegen, litt und hungerte er vor sich hin.

In einer grauen und kalten Januarnacht kam ich am Görlitzer Bahnhof im Ostteil Berlins an. Der Bahnhof waren voll mit Soldaten, die auf den Bahnsteigen manchmal tagelang warten mussten, um an die Front oder nach Hause weiterfahren zu können. Immer wieder sah man Verwundete, die abgeholt werden sollten. Dazwischen schoben sich Flüchtlinge aus zerbombten Großstädten, die versuchten, auf dem Land etwas Sicherheit zu finden.

Die Züge fuhren unregelmäßig. Man hatte Angst vor den nächtlichen Luftangriffen, die oft gezielt Züge auf offener Strecke angriffen. Viele Verbindungen waren beschädigt.

Der Gestank auf der unteren Ebene des Bahnhofes war unerträglich. Man kann das Elend eines Krieges am Geruch erkennen. Dieses Gemisch aus Desinfektionsmittel, Schweiß, Schmutz, Zigarettenrauch und Kloake wird mich wohl mein Leben lang verfolgen.

Das „Führerpaket“, um meinen Körper gebunden, den Koffer fest an mich gekallt, setzte ich mich kurz vor Mitternacht in die S-Bahn nach Lichterfelde. Die Stadt lag dunkel wie ein Leichentuch hinter den Zugfenstern, die Straßen breiteten sich wie ausgestorben vor mir aus. Nirgends sah man Licht, aus Angst vor Luftangriffen war der Befehl zur „Verdunkelung“ erteilt worden. Die Häuser waren mit Ruß und Staub bedeckt und dadurch im Dunkel der Nacht kaum auszumachen, viele von ihnen durch die Bomben beschädigt oder zur Gänze zerstört. Die Waggons der S-Bahn waren nicht beleuchtet, die Station Lichterfelde sah aus wie ein Gespensterhaus. Ich war der einzige Passagier, der hier den Zug verließ. Zwanzig Minuten Fußweg lagen noch vor mir. Ich muss gestehen, auf diesem Weg sank mir das Herz in die Hose. Schlotternd, mich dauernd umsehend, brachte ich die Entfernung im Eilschritt hinter mich. Nicht einmal ein einsamer Kater kreuzte meinen Weg.

Mein Schwiegervater öffnete die Tür. Er war so sprachlos, als er mich sah, dass ich ihn zurück ins Haus schieben und mit sanfter Gewalt auf den Stuhl drücken musste. Stumm zog ich das Essenspaket unter meinem Mantel hervor, ein Geschenk seines Sohnes. In allen Jahren vor und während des Krieges hatte er mich niemals umarmt oder mir einen Kuss gegeben, doch in dieser Nacht zog er mich hilflos in seine Arme und stotterte: „Ich bin glücklich, dass du hier bist.“

So nahm ich mir eine Schürze meiner Schwiegermutter und bereitete ihm „richtigen“ Kaffee und Bratwurst zu.

Ich selbst konnte nichts essen. Ich war so todmüde, dass ich nur schlafen wollte, einige Stunden lang die Sorgen, Angst und die Traurigkeit vergessen.

Ich war noch so jung, zwanzig erst, und hatte gerade ganz alleine einen langen und sehr schweren Monat hinter mich gebracht. Ich war in dieser kurzen Zeit erwachsen geworden, hatte mich in eine neue Person entwickelt, stärker, beherrscher. Shakespeare hat in einem seiner Stücke geschrieben: „Let us meet the time, as she would search for us. (Begegnen wir der Zeit, wie sie uns sucht).“

Georg war nun in Warthegau und konnte mir immer wieder kleine Lebenszeichen zukommen lassen. Dann kam jedoch vom Krankenhaus eine weitere Hiobsbotschaft. Er litt an einer Entzündung des Sympathikus Nervs, war von der Hüfte abwärts gelähmt. Für wie lange, das konnte noch nicht gesagt werden.

Es war nun Ende Januar, fast drei Monate nach dem fatalen Schuss. Irgendwie gelang es mir, Georgs Transfer nach Karlsbad zu organisieren. Warum nur hatte ich immer das Gefühl, dass, wenn ich etwas für meinen Mann tun wollte, auch meine Seele mitverkauft wurde und ich mich in Gefahr begeben musste? Die Voraussetzung für die Verlegung war, dass ich ihn auf der Reise begleitete. Es blieb mir also nichts anderes übrig, mich wieder Richtung Osten aufzumachen, nach Pleschen, heute Pleszew, einem gottverlassenen Dorf, das rund 100 km südöstlich von Posen, heute Poznan liegt.

Auf meiner Reise, bei der ich in Posen übernachten musste, lernte ich im Zug eine deutsche Frau mit ihrer jungen Tochter kennen, die von einem Kuraufenthalt in Karlsbad in ihre Heimat zurückfahren. Mit mitleidigem Blick hörten sie meine Geschichte und boten mir spontan ein Bett in ihrem Haus an. Mit Freuden nahm ich an. Recht bald begann ich zu ahnen, dass diese nette Familie vom Grunde ihrer Überzeugung Nazis war. Ihre Unterhaltung war durchzogen von Propagandasprüchen, die NSDAP wurde immer wieder als glänzendes Beispiel für Recht und Ordnung dargestellt. Wie mir im nachhinein klar wurde, dürfte der Vater mit seinem Holzwarenhandel Geheimaufträge für das Regime erledigt haben.

Im Haus behandelte man mich wie eine zurückgekehrte Tochter. Die Tische bogen sich unter frisch zubereiteten Speisen. Vielleicht hatte mein todkranker Mann, ein Held des deutschen Volkes in ihren Augen, ihr Mitleid erregt und ihren Patriotismus in höchste Höhen getrieben.

Im Haushalt lebten zwei polnische Dienstmädchen, sehr jung, hilflos und ängstlich. Sie wurden wie mittelalterliche Mägde gehalten, ohne Rechte und Möglichkeiten, ein eigenes Privatleben zu führen, vierundzwanzig Stunden am Tag im Dienst. Bei meiner Abreise zog mich eines der Mädchen zur Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Sagen Sie meinem Vater, ich bin in Ordnung.“ Damit drückte sie mir einen zerknüllten Fetzen Papier in die Hand, auf dem ich später, als ich bereits im Zug saß und das Gekritzel lesen konnte, eine Adresse fand. Leider habe ich ihr nicht helfen können. Obwohl diese Adresse auch in Posen lag, hatte ich zuwenig Zeit und keinerlei Orts-

kenntnisse, um die Nachricht zu überbringen. Es wäre auch brandgefährlich gewesen, ich wusste ja nicht, in welchem Stadtteil sich das Haus des Vaters befand. Die ganze Sache hätte auch eine Falle sein können.

Dass es nicht so war, erfuhr ich dreißig Jahre später. Ich lebte bereits in Colorado und wurde von einer Dame kontaktiert. Seit Jahren bearbeitete ich die Entschädigungsansprüche Verfolgter des Regimes. Als Polin im „Dritten Reich“ bat sie mich um Unterstützung. Wir trafen uns und gleich von Beginn unseres Gesprächs an fiel mir der Blick auf, mit dem sie mich immer wieder anstarrte. Nach einiger Zeit verstummte sie kurz, schluckte und begann schließlich: „Ich kenne Sie aus der Kriegszeit. Haben Sie einmal in Polen gelebt?“ Bedauernd schüttelte ich den Kopf. Weder der Name noch das Gesicht dieser Frau kamen mir bekannt vor.

Dann, nach einer weiteren Pause, rief sie: „Sie waren die Frau, die bei der Familie W. in Posen eine Nacht verbracht hat. Ich habe Ihnen die Adresse meines Vaters gegeben.“

Nun erinnerte auch ich mich wieder, auch daran, dass ich ihre Bitte nicht hatte erfüllen können. Mit rotem Kopf begann ich, eine Entschuldigung zu stammeln.

„Das ist schon in Ordnung. Die Zeit hat es nicht zugelassen.“ Damit beendete sie resolut das Thema, während ich noch lange darüber sinnierte, welche verschlungenen Wege das Leben manchmal geht.

Nach einer weiteren Zugfahrt erreichte ich Pleschen. „Es kann keinen fürchterlicheren Ort geben“, hatte ich mir schon in Lötzen gedacht, doch ich hatte Unrecht gehabt. Dieser Ort war noch schlimmer. Das Lazarett bestand aus nicht mehr als ein paar zusammengewürfelten alten Armeebaracken, in denen man notdürftig Verwundete unterbrachte. Und davon gab es viele.

Georg teilte sein Zimmer mit einigen anderen Soldaten, die von Stalingrad zurückgekommen waren. Sie gehörten zu den Glücklichen, die kurz vor der Kapitulation der deutschen Armee den sogenannten „Heimschuss“ erlitten hatten, mit den letzten Versorgungsflügen ausgeflogen und in ein Lazarett auf deutschem Gebiet gebracht worden waren.

Waren sie wirklich glücklich? Schwer traumatisiert, unterernährt und an massiven Erfrierungen leidend lagen sie apathisch in ihren Betten. Wenn ich in ihre großen dunklen Augen sah, wunderte ich mich, dass diese malträtierten Körper noch immer funktionierten und fragte mich, was sie wohl aufrechterhielt. War es der Gedanke an die

Familie, an Ehefrau und Kinder, an die Geliebte daheim?

Am Nachttisch eines sterbenden Soldaten fand ich ein kleines Gedicht:

Das weiße Wachs tropft

Wie stille Tränen

Das rote Wachs vertropft wie junges Blut

Ich denke Dein – mein Lieb

Ich behielt dieses Gedicht viele Jahre lang gepresst in einem Buch. Jedes mal, wenn ich diesen kleinen Fetzen Papier in die Hand nahm, dachte ich an diesen armen Mann, der in einer zugigen Baracke noch einmal an seine Lieben dachte und dann in Einsamkeit starb.

Anfang Februar kam die Nachricht von der Kapitulation der 6. Armee bei Stalingrad. Wie ein Seufzen ging es durch die Räume. Wir Frauen verstanden gar nicht richtig, was das bedeutete. Nun traten wir mit bleichen Gesichtern auf den Gang, und sahen uns mit riesigen Augen an. In den Räumen erhob sich hemmungsloses Weinen der Männer. Wie sinnlos war das Opfer gewesen, dass so viele auf beiden Seiten hatten bringen müssen, getrieben von gewissenlosen Diktatoren.

Leseprobe 2:

Wir waren Emigranten auf unserem Weg in eine ungewisse Zukunft. Wirklich? Oder war dies nur Opportunismus und Neugier auf ein anderes Leben? 1956

Hamburg war unsere letzte Station in Deutschland. Es war Mitte März, der Wind blies uns kalt ins Gesicht und ließ uns frösteln, als wir ein letztes Mal das Ufer der Elbe entlangspazierten. Immer wieder blieb ich stehen und sah mich um, wie um diese Umgebung für immer in mich aufzunehmen. Wie kann ich mein Unbehagen beschreiben, das mich in diesen letzten Stunden beschlich? Mit einem Schauern saßen wir in der St. Michaels Kirche und lauschten der Mathäus Passion. Wann würden wir jemals wieder etwas so Wunderbares erleben, dachte ich und drückte Barbara fest an mich.

Eine Freundin Georgs, die er bereits aus seiner Studienzeit kannte, hatte uns zu unserem letzten Abendessen, unsere Galgenmahlzeit, eingeladen. Mit gemischten Gefühlen saß ich nun an ihrem Tisch und sah in ihr mitleidiges Gesicht. „Wisst Ihr schon, wie es weitergeht, wenn Ihr angekommen seid?“ fragte sie mit sanfter Stimme.

Georg zuckte die Schultern. „Noch nichts Genaues. Das wird sich dort zeigen. Ich bin sicher, es werden sich genügend Möglichkeiten ergeben.“

Sie sah mich mit Kuhaugen an. „Ach, Irmtraud, das muss doch ganz schlimm für dich sein, diese Ungewissheit. Ich könnte mir nicht vorstellen, alles aufzugeben und einfach so ins Blaue zu fahren, ohne zu wissen, was das Morgen bringt.“ Sie sah das Aufblitzen in Georgs Augen und senkte rasch ihren Blick. „Oh, Verzeihung, so war das nicht gemeint.“

Wie beneidete, fast hasste ich die Frau an diesem Abend, die in ihrem schönen Heim saß, von ihrer netten Familie umgeben, die ihr Leben darauf ausgerichtet hatte, die nächsten Jahre genauso wie an diesem Tag in Sicherheit und Geborgenheit zu verbringen. Ich konnte mir vorstellen, wie ich wohl aussah. Meine Zweifel, meine Angst vor der Zukunft mussten mir ins Gesicht geschrieben sein. Was würden der nächste Tag, der nächste Monat, das nächste Jahr wohl bringen?

Erna, Opa Max' zweite Frau, hatte uns zu unserer letzten Station in Deutschland begleitet. In ihrer gutmütigen Art versuchte sie, uns den Abschied ein wenig zu erleichtern. „Für dich. Damit du weißt, welche Stunde geschlagen hat, und damit du dir die Namen deiner neuen Freunde aufschreiben kannst“, sagte sie, als sie Barbara kurz vor der

Abfahrt ein Päckchen überreichte. Erst an Bord des Frachters sahen wir den Inhalt: eine kleine Armbanduhr und ein Adressbüchlein.

Am 15. März 1956, unserem fünfzehnten Hochzeitstag, gingen wir an Bord des Frachters „Odenwald“ mit Bestimmungsort Chile.

Der Anblick des Frachters steigerte mein Unbehagen weiter. Wir hatten keinen Luxusdampfer erwartet, doch diese Rostlaube übertraf alle unsere Erwartungen. In den dreißiger Jahren gebaut, war er im Zweiten Weltkrieg in Indonesien von den japanischen Kriegsherren beschlagnahmt und erst nach Kriegsende wieder freigelassen worden. Der jahrelange Aufenthalt im feuchten Klima hatte dem Schiff eine schäbige Patina verliehen.

Die Odenwald war ein Frachter, der Container voll mit Waren von Europa nach Südamerika transportierte. Nur wenige Passagiere hatten Platz in den etwa zehn Kabinen, die in die Schiffsaufbauten gepfercht waren. Das also würde unser Zuhause für die nächsten Wochen sein. Mein Herz sank noch ein Stückchen tiefer. Doch welche Wahl hatten wir? Damals gab es noch keine zufriedenstellenden Flugverbindungen. Eine Überfahrt auf einem der Kreuzfahrtschiffe war für uns in einer unerschwinglichen Preiskategorie.

Mit steinernem Gesicht standen wir auf Deck und sahen die Ufer der Elbe an uns vorbeiziehen. Ich weiß nicht genau, was Georg in diesem Moment dachte, doch ich bin sicher, dass auch ihm das Herz schwer geworden war. Ein letzter Gruß einer Marinestation nahe Hamburg, die für uns die deutsche Flagge hisste und die Nationalhymne spielte, dann gewann das Schiff das offene Meer und wir sahen die Küste in der Ferne verschwinden. Ade, Deutschland!

Erst jetzt bemerkten wir die anderen Leute, die mit uns an Deck gestanden hatten. Jeder von ihnen war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als wir Europa hinter uns ließen. Nach und nach lernten wir unser neues Zuhause und unsere Mitreisenden kennen. Wir waren eine ziemlich farbenfrohe Truppe.

Alle Passagierkabinen waren belegt. Es war kaum Platz für unsere wenigen Koffer, die wir irgendwo hinquetschten, damit uns noch Platz genug zum Schlafen blieb. Der Rest unserer Habe war unerreichbar im Bauch des Frachters gelagert.

Barbara und ich bezogen eine Kabine. Die neben uns bewohnte ein junger Attaché der deutschen Botschaft in Lima und der Kapitän eines Walfängers aus dem Norden Chiles. Daneben wohnte eine junge Dame, die zu ihrem Mann nach Peru fuhr und eine ältere Dame, die nach Südamerika fuhr, um nach zwanzig Jahren das erste Mal ihre Kinder

wiederzusehen. Ihre Familie war wie viele andere durch die Kriegswirren auseinander gerissen worden. Nun erst hatte sie ihre Kinder ausfindig machen können und sich sofort auf den Weg gemacht.

In einer weiteren Kabine war ein junger Mann aus dem bayrischen Wald untergebracht, der im südlichsten Teil Chiles Holz für Zahnstocher und Zündhölzer kaufen wollte. Georg teilte seine Kabine mit einem Mann aus Antwerpen, der neun Zuchtkühe nach Chile bringen sollte. Was für Kühe! Unsere vierbeinigen Passagiere sollten uns während der Reise mit frischer Milch und Sahne erfreuen.

Die meisten Passagiere hatten den Atlantik noch nie überquert. Oft trafen wir uns an der Reling, wo jeder immer wieder auf den Horizont startete, entweder nach vorne oder nach hinten, den Gedanken entsprechend, die wir gerade wälzten.

Unser Skipper war ein erfahrener Mann. Fast konnte man sagen, er war mit der Odenwald verwachsen, er hatte sich nicht einmal in Indonesien von ihr getrennt. Dort schien er genauso viel Rost wie das Schiff angesetzt zu haben, auch bei der eigenen Instandhaltung war er gleichermaßen nachlässig gewesen.

Die Odenwald gehörte zu Hapag Lloyd, die den Frachter nach der Rückkehr nach Deutschland hatten reparieren lassen. Der Kapitän war zuerst britischer und dann japanischer Kriegsgefangener gewesen und fuhr nun Fracht nach Südamerika. Er war ein Seemann wie aus dem Bilderbuch, wettergegerbt und tiefbraun im Gesicht und auf den Händen, und er konnte Geschichten erzählen wie kein anderer.

Geschichten konnten wir gut brauchen. Die Abende waren lang und ohne jede Ablenkung. Was sollte man auf einem schwer beladenen Frachter in der Mitte des Atlantik schon tun? Stundenlang Monopoly spielen? Die Kühe melken? Bälle in großer Abendrobe feiern?

Unser Alleinunterhalter war Rumtoddy, ein heißer Grog, der uns belebte und uns die Befangenheit nahm. Zusammen mit den scharfen und stark gewürzten indonesischen Gerichten, die der Koch auf Geheiß des Kapitäns zubereitete, war er die erste Herausforderung an unsere auf deutsche Kost getrimmten Mägen. Alle Passagiere mussten sich diesem Essensregime unterwerfen, alle – mit einer Ausnahme. Barbara war von jedem auf dem Schiff sofort ins Herz geschlossen worden. Für sie allein bereitete der Koch deutsche Speisen zu und servierte immer ein Glas frische Milch.

Die Tage vergingen, die Landschaften, die an uns vorbeizogen, veränderten sich, das Klima wurde wärmer. Ab dem Golf von Biscaya in Nordspanien konnten wir den herannahenden Frühling spüren.

Während des Tages war es auf Deck sehr angenehm, und bald fanden sich immer mehr Passagiere bei den Liegestühlen ein, um die Sonne zu genießen. Das änderte sich schlagartig. Kurz nach Spanien über- raschte uns ein Sturm, der uns unter Deck trieb. Das Schiff tauchte tief ins Wasser, richtete sich wieder auf und pflügte ächzend und stöhnend durch die hohen Wellen des Atlantik. Immer, wenn die Odenwald wieder mit dem Bug hart auf das Wasser aufschlug, starteten wir uns ängstlich an und fürchteten, das Schiff würde gleich auseinanderbrechen, würde seine Nase in den Meeresboden bohren. Alle waren grün im Gesicht, und die Toilette war in diesen Stunden der am meisten frequentierte Ort an Bord. Der Speiseraum blieb vereinsamt. Wer wollte in diesem Sturm auch essen?

„Ruff, raus mit Euch“, tobte unser Skipper. „Frische Luft schnappen, Ihr Landratten!“ Breitbeinig stand er vor unserer kläglichen Truppe, nichts schien ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Immer wieder klatschte er in die Hände und trieb uns arme Gesellen in die peitschenden Sturmböen.

Nach drei Tagen war es vorbei. Die Wellen wurden kleiner, das Schiff lag ruhiger auf dem Wasser, unsere Angst ließ langsam wieder nach. Doch am Tag danach kam eine Hiobsbotschaft. Ein eilig zur See gelassenes Rettungsboot hatte festgestellt, dass unser Rumpf einen starken Riss davongetragen hatte. Zu hart war das Wasser für den aufschlagenden Schiffskörper gewesen.

„Lieber Gott, bitte lass uns in keinen Sturm mehr kommen“, betete Barbara jeden Abend und sprach damit unsere stummen Fürbitten laut aus. Doch das Wetter meinte es gut mit uns. Wir waren nun drei Wochen auf hoher See, das Wetter wurde wärmer, unsere Abende verbrachten wir am Oberdeck.

In den Kriegsjahren waren wir so gut wie abgeschnitten von der übrigen Welt. Die Medien waren stark zensiert und beeinflusst gewesen, Nachrichten aus dem Ausland waren auf ganz wenige Sendungen der BBC beschränkt. Nach dem Krieg hatten wir auf unserer Insel „Berlin“ gelebt, waren zu sehr mit uns selbst und unseren alltäglichen Problemen beschäftigt gewesen. Doch nun schien der Bann gebrochen. Mit offenen Mündern und staunenden Augen hörten wir Geschichten über den Rest der Welt, für den wir so viele Jahre lang verloren gewesen waren.

Eine dieser Geschichten kam von dem Passagier, der auf dem Weg zu seiner Walfangflotte war. Mir lief ein Schauer über den Rücken, als sich dieser Passagier vorstellte. Ganz so, als streifte mich das Schick-

sal nach vielen Jahren mit seinem eisigen Hauch. Sein Nachname war H., genauso wie meine erste unschuldige Liebe, der Major in Karlsbad. Auch dieser Walfänger stammte aus Aachen, so wie mein verlorener Freund. Ich wagte nicht zu fragen, ob dieser große athletische Mann, der vor mir stand, eine Beziehung zur Familie meines Majors hatte. Wer weiß, vielleicht stammte er aus dieser Familie, doch mein Leben hatte sich in den letzten Jahren so sehr verändert, ich wollte es nicht wissen.

So hörte ich einfach aufmerksam seinen Geschichten zu. Vor Jahren hatte er für Onassis, den griechischen Tycoon gearbeitet. Bereits damals hatte dieser viele Tanker besessen, mit denen er Erdöl vom arabischen Raum in die Welt transportierte. Unser Mitfahrer hatte einige Schiffe durch die Straße von Hormus am Persischen Golf navigiert, der Suezkanal war zu schmal für die riesigen Tanker, man musste die Route rund um das Kap der Guten Hoffnung in Südafrika nehmen. Er erzählte von den wachsenden Städten rund um die Golfregion. Noch bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs waren die Menschen in Kuwait, Bahrein und den Vereinigten Arabischen Emiraten meist Nomaden gewesen, lebten in großen Zelten und ritten mit ihren Kamelen durch die Wüste. Das änderte sich mit einem Schlag, als sie entdeckten, dass sie auf einer ungeheuren Erdölblase saßen, ein durch die Industrialisierung heiß begehrter Rohstoff. Waren bisher Kamele ihr Reichtum gewesen, konnten sie nun weltweit den Preis für Rohöl diktieren. Binnen kurzem hatten sie einen unermesslichen Reichtum angehäuft. Diese Entwicklung hatte sich Onassis zunutze gemacht.

Unser Schiff bahnte sich weiter den Weg durch den Ozean. Wir befanden uns in der Mitte des Atlantik, vielleicht irgendwo in der Nähe der Karibik, doch kein Land war zu sehen. In der Nacht stand das Kreuz des Südens am Himmel, oft saßen wir eine lange Zeit auf Deck und starrten hinauf auf die blinkenden Sterne, die mit einer ungeheuerlichen Leuchtkraft auf uns herabschielen. Das Meer erschien wie eine große blaue Tafel, auf der wir ruhten, nur einige kleine Wellen rund um das Schiff zeigten uns, dass da Bewegung war. Manchmal, wenn man lange genug in das Wasser gestarrt hatte, konnte man knapp unter der Oberfläche eine Schule Delfine vorbeischwimmen sehen. In den Nächten standen wir oft auf Deck und beobachteten den ruhigen Weg des Monds über das Firmament. Je südlicher wir kamen, desto anders fühlten wir uns. Die Zeit schien stillzustehen. Es gab nur mehr uns und die Odenwald, die Welt endete am Horizont.

Seit mehr als vier Wochen befanden wir uns nun an Bord, die

anderen Passagiere waren längst unsere Freunde geworden. Nach dem Einerlei des Schiffsalltages würde uns in Kürze einige Aufregung bevorstehen. Wir näherten uns Curacao, einer kleinen holländischen Kolonie in der Mitte der Karibik. Dort würden wir zwei Tage lang ankern.

Untertags konnten wir von Bord gehen, nur am Abend mussten wir zum Essen wieder anwesend sein. Barbara hatte ein volles Programm, der junge Holzhändler hatte sie so in sein Herz geschlossen, dass er sie jeden Tag mit sich in die Stadt nahm. Wenn sie wiederkam, glänzten ihre Augen von all den Eindrücken, die sie in der farbenfrohen Stadt gesammelt hatte, ihre Hände voll mit kleinen Geschenken ihres Begleiters.

Georg und ich machten uns mit einigen anderen Passagieren auf zur Kirche, die in der Mitte der Stadt stand. Ich hatte mir schon lange Gedanken über die Stadt gemacht, die erste außerhalb Europas, in die ich meinen Fuß setzen würde. Doch wie weit waren meine Vorstellungen von der Realität entfernt. Die Bevölkerung war fast ausschließlich schwarz, nur die besseren Geschäfte und Restaurants gehörten Chinesen. Die meisten Gebäude sahen aus wie Lebkuchenhäuschen mit Zuckerguss, allerliebste und zum Anbeißen schön. Die größte Überraschung jedoch war die Musik, die wir in der Kirche hörten. Mit offenen Mündern saßen wir da, als die Orgel einen Wiener Walzer von Johann Strauß anspielte. Was für eine Erfahrung für uns Grünschnäbel aus Europa. Mein Herz schlug so laut, dass ich fürchtete, es könnte die Orgel übertönen. Schauer rannen mir über den Rücken, als ich an Wien dachte und meine Verwandten, die ich so lange schon nicht gesehen hatte.

Neben den Aufregungen an Land gab es auch Neuigkeiten an Bord. Zwei unserer Kühe kalbten! Der Besitzer, ein älterer Mann aus Antwerpen, hatte ihnen irgendwelche Medikamente eingeflößt, damit die Kälber nicht auf offener See das Licht der Welt erblicken würden. Er wollte sichergehen, dass die Neuzugänge auf niederländischem Grund und Boden geboren wurden und dadurch eindeutig holländischer Abstammung waren. Seine größte Angst war, dass die Geburt auf dem deutschen Schiff stattfinden würde und seine jüngsten Schützlinge dadurch deutschstämmig wären.

Die zwei Tage gingen rasch vorüber. Wir alle schlurften bedrückt über das Deck, als wir in die Monotonie des Schiffes und des Meeres zurückkehrten. Die Reise ging weiter und bald tat sich vor uns der berühmte Panamakanal auf. Es war eine technische Meisterleistung, was der menschliche Geist Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen

hatte, um den langen und gefährlichen Umweg über die Drakestraße oder den Südpol zu vermeiden.

Zur Zeit des Baus waren die Ufer von dichtem Dschungel bedeckt, in dem verschiedene Indio­stämme lebten. Schwärme von Mücken und Käfern bevölkerten diese Bereiche und forderten viele Opfer unter den Bauarbeitern. Die ansässige Anopheles Mücke ist viel gefährlicher als die meisten Schlangen, die hier heimisch sind. Mit ihrem Stich übertragen sie Gelbfieber und Malaria – und fordern so Tribut für die Wunden, die der Mensch der Natur an diesem Ort schlägt. Musste doch das große Felsmassiv Loma de Colebra gespalten werden, um den Kanal voranzutreiben.

Auch heute ist das Gebiet rund um den Kanal, dem Isthmus von Darien, ein Sumpfgebiet, und die Anopheles Mücke vermehrt sich dort noch immer genauso wie vor hundert Jahren. Während der gesamten Zeit der Durchfahrt hatten wir provisorische Fliegenklatschen bei uns, um uns gegen diese Viecher zu wehren. Unsere Kabine war natürlich nicht mit einem Fliegengitter ausgestattet, und so blieben die Bullaugen die ganze Zeit über geschlossen. Zum ersten Mal verfluchte ich die Tropen!

Das Manövrieren des Schiffs durch den Kanal war ein Riesenspektakel. Wir passierten sechs Doppeltore, bevor wir den pazifischen Ozean erreichten. Das Deck war voll mit den Personen an Bord, die sich die Durchfahrt nicht entgehen lassen wollten. Langsam schob sich das Schiff durch die Schleusen vorbei an den grünen Bergen, wir hätten nur den Arm ausstrecken müssen, um die Blätter zu berühren. Ich selbst war von dem Anblick so überwältigt, dass ich mein Heimweh und die Sorgen um die Zukunft für einen Moment vergaß.

Wir waren jetzt nur mehr drei Tagesreisen von Buenaventura entfernt, unserem Bestimmungshafen in Kolumbien. Wie rasch vergingen diese Tage nach den vielen Wochen, die wir auf hoher See zugebracht hatten. Wir kamen um acht Uhr abends an, zu spät zur Abfertigung durch die Zollbehörde. Also eine Nacht mehr an Bord, um uns auf das große Ereignis vorzubereiten, unseren Fuß an Land zu setzen, in unsere neue Heimat, in unser neues Leben – für wie lange?

Verhindert die Angst, unsere Ziele zu erreichen?

1956

Der Morgen des 16. April 1956 brach an. Zum ersten Mal konnten wir einen Blick auf den Pier werfen, der uns am Abend mit hellen Lichtern und den im Schatten schaukelnden Palmen begrüßt hatte. In unserer Vorstellung hatte dieser Hafen wie Curacao ausgesehen. Ha!

Enttäuschung und Erstaunen sind vornehme Ausdrücke für das, was wir beim Anblick der Baracken im Tageslicht empfanden.

Der Pier war auf einer Seite von „Bodegas“ begrenzt, Lagerräumen, die in einem fürchterlichen Zustand waren. Und auch die Bewohner dieser Bodegas ließen nicht lange auf sich warten. Ratten, oft so groß wie Katzen, huschten vor unseren Augen zwischen dem Gerümpel dahin. An jeder Ecke lehnte ein Farbiger und beobachtete uns aus trägen Augen. Sie verfolgten jeden Handgriff beim Entladen des Schiffes, doch bis auf ihre Augen sahen sie unbeweglich wie Schauwindowsterpuppen aus.

Bettler saßen auf der Straße, ihr Kopf mit einem seltsamen Gebilde aus Zigarettenkartons vor der Hitze geschützt. Sollten sich ihnen Schritte nähern, schoben sie nur die Hand nach vorne, bewegten sonst jedoch keinen weiteren Muskel in ihren dünnen Leibern.

Starr vor Schreck ergriff ich Barbaras Hand und hatte nur einen Gedanken – wie komme ich hier wieder weg? Hier sollte ich leben? Ein erster Kratzer zeigte sich auf meiner Zuversicht, auf dem Traum eines Lebens in den Tropen. Meine Gefühle für Georg, der uns auf diese Reise geschickt hatte, waren nicht gerade die freundlichsten. Doch ich schluckte einmal und machte entschlossen den Schritt in unser neues Leben. Wir konnten nicht mehr zurück, irgendwie würden wir die Situation schon meistern.

Die Stadt Buenaventura war schmutzdelig und schäbig, als wir uns auf den Weg zur Zollbehörde machten. Sie musste zur Zeit unserer Ankunft rund 30.000 Einwohner haben und lag weit ausgebreitet rund um den Hafen. Die farbenfrohen Häuser waren in schlechtem Zustand, ohne Sanitärinstallationen, überragt von einem großen Wasserbehälter, dem „Pilota“. Das Leben schien auf den Straßen abzulaufen, überall sahen wir spielende Kinder, kleine Grüppchen von Männern und Frauen, die sich unterhielten oder andere, die Lasten auf ihrem Kopf balancierten. Die meisten Frauen sahen aus wie Prostituierte und waren es wohl auch. Fast alle Menschen, die wir sahen, waren negroider Abstammung, Nachfahren der afrikanischen Sklaven.

Die Büros der Zollbehörde waren schmutzig und stickig. Anstelle der Stühle waren alte Ledersofas an die Wände gerückt, die wohl noch aus der Kolonialzeit Simon Bolivars stammten. Die kolumbianischen Beamten betrachteten uns neugierig. Wer waren die Verrückten, die von Europa nach Kolumbien kamen? Nun, die Neugier war gegenseitig, auch wir betrachteten die Männer mit Interesse. Das also sollten in Zukunft unsere Nachbarn sein.

Wir hatten eine Zeitlang erfolglos versucht, mit diesen Beamten ins Gespräch zu kommen, als unsere Freundin Anni, begleitet von einer Dame aus Bayern, ankam und uns über die Sprachbarriere half.

Wie sehr freute ich mich, dieses bekannte Gesicht zu sehen. Dementsprechend ungestüm warf ich mich auf sie und umarmte sie überschwänglich. Lächelnd schob sie mich zur Seite und begann, mit dem Zollbeamten in spanisch zu verhandeln. Mehr als einen halben Tag lang dauerten die Verhandlungen, dann wurde unser Gepäck freigegeben. Meine Nerven lagen nach der Reise und der enttäuschenden Ankunft blank, ich reagierte nicht mehr rational.

Während wir unsere Habseligkeiten zusammensuchten, schlich sich ein junger, wohlproportionierter Mann heran, schnappte sich meine Kuchenglocke aus Plastik und rannte davon. Ich sah das und hatte plötzlich nur mehr rote Punkte vor den Augen tanzen. Durch viele Berliner Geschäfte war ich gelaufen, um dieses Ding zu finden, und nun wollte es dieser Bengel einfach so stehlen. Ich sprang auf und rannte ihm hinterher. „Gib mir das zurück“, schrie ich in deutsch und fuchtelte mit den Armen. „Das gehört dir nicht, gib es mir sofort zurück.“ Wie soll ich die vielen Fliegen abhalten, dachte ich mir, als ich hinter ihm herlief.

Er war so überrascht, dass eine „Grienga“, eine Fremde, die nicht einmal seine Sprache sprach, den Mut hatte, ihm hinterher zu laufen, dass er einfach stehen blieb und sich fast nicht wehrte, als ich ihm die Kuchenglocke aus den Händen wand. Noch immer zeterte ich und rollte zornig mit den Augen, was den jungen Mann wohl noch mehr einschüchterte, denn schließlich schlich er weiter, wobei er mir immer wieder einen ängstlichen Blick zuwarf.

Dieser Vorfall hatte noch eine weitere positive Seite, abgesehen von der Tatsache, dass ich meine Kuchenglocke wiederhatte. Die Zollbeamten wurden etwas zugänglicher und hilfsbereiter. Sie hatten wohl noch nie eine solche Furie gesehen, wie die, in die ich mich in diesen Minuten verwandelt hatte.

Es war lächerlich, sich von den Zollbeamten einschüchtern zu lassen. Wir hätten ihnen nur Schmiergeld oder irgendetwas aus unseren Habseligkeiten geben müssen, dann hätten wir alles an Land bringen können, was wir wollten. Doch das lernten wir erst später.

Bei unserer Ankunft war Buenaventura für mich eine Stadt am Arsch der Welt. Wir schienen in einer Sauna zu sitzen. Der Geruch von Obst und Gemüse, die auf den Müllbergen verrotteten, das

schmutzige Wasser des Pazifik, das an die Hafenanlage schlug, der Hafen selbst, der wie ein riesiger Mülleimer wirkte, all das ekelte mich an. Dazu kam der Geruch von menschlichem Schweiß, und manchmal überkam mich eine würgende Übelkeit. Barbara klammerte sich stumm an meinen Rock und starrte mit großen Augen auf das Treiben rund um sie.

Doch wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht. Eine Autofahrt stand uns noch bevor, die uns vom Meeresniveau durch den Dschungel in die Berge von Cali bringen würde. In der Nacht! Unser Taxi hatte schon bessere Zeiten erlebt, doch es war groß genug, um alle unsere persönlichen Sachen unterzubringen. Mein Herz sank, als ich sah, dass die Reifen so gut wie kein Profil mehr hatten. Na ja, Kismet, das konnten wir nun auch nicht mehr ändern. Georg blieb in Buenaventura und wartete auf die Freigabe unserer Container. Er würde mit einem Beamten von Hapag Lloyd nachkommen.

Ich stieg in den Wagen und spürte den Knoten im Magen, der mich in den letzten Stunden gequält hatte. Der Geruch im Innenraum tat sein übriges, mir wurde unheimlich übel. Meine Hände zitterten, auf der Stirn stand kalter Schweiß. Barbara beobachtete mich ängstlich und flüsterte: „Geht es dir gut, Mutti?“

Ich nickte nur stumm. Was sollte ich auch sagen? Dass meine Nerven so flatterten, dass ich meinen Körper kaum stillhalten konnte?

Wir fuhren durch die tropische Nacht. Pechschwarz lag das Land um uns, nur die Scheinwerfer schnitten scharfe Kegel aus dem Dunkel. Der Mond stand zwar am Himmel, doch verbarg er sich hinter den Büschen und Bäumen, die dicht an dicht über der Straße hingen.

Unser Fahrer musste in einem früheren Leben Rennfahrer gewesen sein. Er raste über die holprigen, unasphaltierten Straßen und bremste vor keiner Kurve – und es gab viele. Von Zeit zu Zeit kamen wir zu Furten, über die Wasser reißend dahinbrauste, manchmal so wild, dass es bis ins Innere des Wagens vordrang. Entsetzt schrieten wir Frauen dann immer auf und hielten uns an den Händen, doch unseren „erfahrenen“ Fahrer kümmerte dies wenig. Unbeirrt setzte er seinen Weg mit der zitternden Fracht fort. Hin und wieder mussten wir unsere Reise unterbrechen, wenn ich wieder ein kleines Stückchen Schiffsproviant am Wegesrand hinterlassen musste. Wer weiß, vielleicht habe ich damit eine neue Pflanzengattung nach Kolumbien gebracht.

Eine weitere Kurve, und plötzlich bremste der Wagen abrupt. Wir waren an eine Straßensperre geraten, bei der unsere Hafenspapiere

überprüft wurden. Wir entschieden uns, eine kurze Pause zu machen, unsere Füße zu vertreten und ein wenig Frischluft zu schnappen.

„Essen? Trinken?“ grientete unser Fahrer und zeigte auf einige Hütten rund um die Straßensperre, in denen farbenfroh gekleidete, stämmige Farbige kolumbianische Delikatessen verkauften. Mein Magen, seines gesamten Inhalts beraubt, hatte sich wieder ein wenig beruhigt, und auch die beiden deutschen Damen und Barbara waren hungrig geworden.

Zum ersten Mal in meinem Leben genoss ich den wunderbaren Geschmack kolumbianischer „Empanadas“, die in einer offenen Küche zubereitet wurden. Aus gekochtem und rohem Maismehl, vermischt mit etwas Quark, wurden kleine Kuchen hergestellt, die mit Fleisch, Gemüse und Kräutern gefüllt waren. Dazu gab es eine scharfe Sauce. Ein wunderbarer Geschmack, der auf der Zunge zerging und der mich wieder etwas mit unserer neuen Heimat versöhnte. Die einzige Beleuchtung der Küche war eine nackte Glühbirne an einem krummen Draht, die im schwachen Nachtwind hin und her schwankte und bizarre Schatten auf alle Gegenstände warf. Das Radio spielte den melodischen Rhythmus von einem Bambuco, beruhigend und doch so fremdländisch für mich.

Unser Fahrer kam mit einem Glas zu mir und bedeutete mir, davon zu trinken. Ich schnüffelte zuerst vorsichtig. Ein scharfer Geruch stieg in meine Nase, doch der Fahrer grinste und sagte immer wieder „Aquadiente, Aquadiente“. Er setzte sich zu mir, sah mir in die Augen und meinte: „Signora, esta es bueno para su estomago. Tome lo, tome lo. Das ist gut für Ihren Magen. Trinken Sie nur.“ Der einheimische Branntwein sollte meine aufgeregten Magennerven beruhigen, was er auch erstaunlich gut tat. Als ich wieder in den Wagen stieg fühlte ich mich fast normal.

Irgendwann erreichten wir „Lobocarrera“, den höchsten Punkt dieser erbärmlichen Straße. Von hier aus kann man an klaren Tagen die Lichter von Cali sehen, auch „Sultana de Valle“ genannt, wenn sich nicht der Nebel der kalten Bergluft über den Dschungel legt.

Noch die letzten Kurven, dann wurde die Straße breiter und besser ausgebaut. Unser Fahrer hielt an und ließ uns die Aussicht genießen. Unter uns lag Cali, diese große Stadt in den Anden, und sie begrüßte uns mit einer umwerfenden Lichtschau. Wie Sterne glitzerten die Lichter in der Nachtluft und schienen uns einen ersten Gruß zuzuwerfen. Der Rest der Fahrt war kurz. Wir brachten die bayrische Dame nach Hause und luden ihre Fracht ab. Die Odenwald hatte für sie bay-

risches Bier mitgebracht, in dieser Zeit an diesem Ort fast kostbarer als französischer Champagner.

Der nächste Stopp war unser Hotel. Ab diesem Zeitpunkt beginnt meine Erinnerung zu verschwimmen. Ich weiß nicht mehr, wie wir ins Hotel kamen, wie wir uns mit einer kühlen Dusche und Unmengen von Seife den gesamten Schmutz der Reise und, wie wir hofften, unsere Ängste und Befürchtungen, vom Leibe wuschen. Ich weiß nur mehr, dass wir müde, erschöpft eigentlich, in unsere Betten sanken und in einen komaähnlichen Schlaf fielen.

Ein neues Leben hatte begonnen, in einem neuen Land. Es würde mich reifer und weiser machen, und es würde ungeahnte Talente an die Oberfläche befördern.

Kolumbien wurde durch die Spanier erobert und ist lange eine Kolonie. Erst der Unabhängigkeitskrieg im Jahr 1819 unter der Führung von Simon de Bolivar bringt dem Land die Freiheit von den spanischen Herren. Im Jahr 1861 entstehen die „Vereinigten Staaten von Kolumbien“, zu denen unter anderem das heutige Panama und Ecuador gehören. Kolumbien hält sich in beiden Weltkriegen neutral.

Ab 1948 kommt es durch die sozialen Unterschiede immer wieder zu schweren Unruhen, fast kann man von Bürgerkrieg sprechen. 1953 wird der liberale Präsident Laureano Gómez Castro durch General Gustavo Rojas Pinilla gestürzt. Häufig kommt es zu Umstürzen, die durch Militärputschs ausgelöst werden. Trotz der Unruhen wächst Kolumbiens Wirtschaft kontinuierlich und stellt damit heute den zweitgrößten Wachstumsmarkt Südamerikas nach Chile dar.

Leseprobe 3:

Die ersten Monate in Colorado

1966

Als wir zurückkehrten, waren wir uns noch immer nicht im Klaren, was wir mit unserer Zukunft tun würden. Wir wohnten zunächst bei Barbara und ihrem Mann, bis wir uns entschieden hätten.

Colorado war etwas ruhiger und entspannter als die hektische Ostküste. Hier fand man noch den echten Wilden Westen, wie man ihn in Büchern und Filmen gesehen hatte. Die meisten Männer hatten Cowboy-Allüren, trugen Westernstiefel, Jeans und Cowboy-Hüte. Ihr Gang glich manchmal dem von Lucky Luke, o-beinig und federnd, Daumen in den Gürtelschlaufen.

Zunächst überprüften wir einige Angebote für Hotels und Restaurants, die wir in den letzten Monaten bekommen hatten. Einige Angebote lagen vor, doch wie hätten wir mit unserem geringen Wissen über den „American Way of Life“ deren Wert beurteilen sollen? Tucson in Arizona, Aspen und Vail in Colorado, heute die berühmtesten Wintersportorte in Amerika. Doch nichts entsprach unserem Geschmack. So verpassten wir die Chance, uns in Aspen, im St. Moritz der USA, zu etablieren, das damals noch nicht einmal befestigte Straßen hatte. Einer der Gründe war sicherlich der große Bankkredit, den wir uns hätten aufbürden müssen. Etwas in meinem tiefsten Inneren wurde unheimlich nervös, wenn ich auch nur daran dachte, mich viele Jahre lang von den Banken abhängig zu machen.

In dieser Zeit, als in Vietnam der Krieg auf seinem Höhepunkt war, kamen umwerfende Nachrichten. Barbara war schwanger! Der neue kleine Erdenbürger sollte Anfang Februar 1967 das Licht der Welt erblicken. Zu einer Jahreszeit, in der die Murmeltiere ihre Nase in die frische Luft zu stecken beginnen und schnuppern, wie lange der Winter noch dauert.

Nach dieser Eröffnung gab es für uns nur eine Entscheidungsmöglichkeit – wir mussten in der Nähe unserer Tochter bleiben. Eine der angebotenen Immobilien lag in Lyons, nicht weit von Denver entfernt. Dieses Städtchen wird das doppelte Tor zu den Rocky Mountains genannt. Es liegt direkt am Fuß der Berge, an der Einfahrt zum Nationalpark, dessen höchste Stelle auf etwa 4.000 Metern liegt. Oft gibt es dort bis in den Juli hinein Schnee und Eis bis an die Einfahrt, die die Öffnung des Parks nicht zulassen.

Noch ein Stückchen näher am Park liegt Estes Park, ein bezaubernder Ferienort, in dem viele Einwohner aus Denver ihre Freizeit

während der heißen Sommermonate in kleinen Kabinen und Häuschen verbringen. Wenn man nach Estes Park oder zum Nationalpark wollte, musste man durch Lyons. Diese Durchzugsstraße wurde gerade erst ausgebaut, der Verkehr war noch mäßig doch ständig steigend.

Lyons war schon ein beliebter Stopp, als der Verkehr noch auf Pferdekutschen durch das Land rumpelte. Eine richtige „Western-Stadt“, deren erste Einwohner Indianer waren. Die Umgebung wurde von den verschiedensten Volksstämmen, wie den Schoschonen, den Pawnees, Cheyennes oder Crows bevölkert.

Die Stämme sind schon lange nicht mehr in diesem Gebiet ansässig. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden ihnen Reservate weit abseits der „zivilisierten“ Städte zugewiesen. Als ihre einzigen Spuren blieben die vielen Kunstobjekte, die das lokale Kunsthandwerk prägen, und die Nachfahren der Mischehen.

Drei Monate lang wohnten wir bei Barbara und Bill. Als wir den Umzug planten, hatte bereits kühles Herbstwetter eingesetzt. Eine wunderschöne Zeit in den Rockies. Die Bäume wechseln die Farben im weiten Spektrum von golden über rot bis braun, ein Schauspiel, das in vielen Beschreibungen und Publikationen „Indian Summer“ genannt wird.

Es war wieder ein kompletter Neubeginn. Wie kann ich unsere Unsicherheit beschreiben, wenn wir jeden Tag erwachten und überlegten, was dieser Tag wohl bringen würde. Nicht, dass wir unangenehme Erlebnisse hätten, doch es ist nicht einfach, in dem Alter, in dem George und ich waren, noch einmal bei Null zu beginnen.

Benahmen wir uns richtig, sprachen wir richtig, bewegten wir uns richtig, frisierten wir uns richtig? Alles schien von den Menschen rund um uns beobachtet zu werden. Wir waren durch unsere Herkunft und Vergangenheit quasi Aliens, und wollten doch nur wieder in einen geregelten Alltag zurück. Nach außen hin freundlich und energiegeladen saß diese Furcht in meinem Herzen, den Anforderungen unserer neuen Umwelt nicht gerecht zu werden. Unmerklich passten wir uns in Kleidung, Frisur, Aussprache und Essgewohnheiten dem Lebensstil des Westens an.

Anfang Oktober sahen wir den ersten Schnee auf den Berggipfeln, es war zugleich der erste Schnee, den wir seit elf Jahren gesehen hatten. Die Luft war frisch und satt vom langen Sommer, und der Morgennebel gab dem Städtchen ein mystisches Aussehen. Es roch nach geerntetem Obst und Gemüse. Ein Ereignis, das wir noch nie in unserem Leben miterlebt hatten, war die Elchsaison. Während der Brunft-

zeit röhren die Männchen laut, um ihr Territorium abzustecken. Zu jeder Tages- und Nachtzeit konnten wir diese seltsamen Laute hören, mit denen diese enormen Tiere Gefährtinnen anzulocken versuchen. Jedes Mal blieb ich dort, wo ich mich gerade aufhielt, stehen und lauschte. Natur pur und eine aufbrausende Liebe für das ungezähmte Leben der wilden Tiere schien dann durch meine Adern zu pulsieren.

Das Lokal, das wir in Lyons übernahmen, war ein relativ kleines Kaffeehaus mit einem nicht sehr beeindruckenden Namen: „The Cliff Side Café“. Blöcke aus rotem harten Stein, der sich in verschiedenen schattierten Schichten abgelagert hatte, ragten hinter dem Gebäude in die Höhe und hatten wohl Paten für den Namen gestanden.

Lyons liegt im engen St. Vrain Valley, dessen Hänge von diesem roten Stein dominiert werden. An allen Ecken und Enden der Kleinstadt kann man ihn eingebunden in die Architektur finden. In den nahen Steinbrüchen gebrochen und zu flachen Platten geschliffen, wurde er schon damals in die gesamten Vereinigten Staaten verschickt und brachte dem Ort auf diese Weise ein gutes Einkommen.

Von allen Angeboten war das Cliff Side Café das beste gewesen. Café, Wohnhaus, Garten und der Berg dahinter, und das in der relativen Nähe zu unserer Tochter und unserem Enkelkind, all das war perfekt. Dass Lyons ein kleiner Ort im Wilden Westen Amerikas war, unspektakulär und kleinbürgerlich, mit gerade mal 700 bis 800 Einwohnern, damit würden wir schon klarkommen.

Lange vor dem Krieg hatte das Lokal einem Mann indianischer Abstammung gehört, der Mokassins in Handarbeit fertigte. Das gesamte Gebäude schien den Zauber der Vergangenheit auszustrahlen und von den Jagdgründen in den Bergen zu erzählen. Einer der Räume hatte noch den Originalfußboden aus Schieferplatten, über die Jahre hinweg von vielen Füßen poliert, uneben, an manchen Stellen rutschig und ganz schön gefährlich.

Zunächst wollten wir keine große Renovierung durchführen. Wir akzeptierten die Einrichtung, auch wenn einiges wirklich scheußlich war. Wir wollten einfach arbeiten, unsere Zeit wieder mit etwas Sinnvollem verbringen. Die Pläne, die wir zu wälzen begannen, die neue Arbeit, die uns jeden Tag aufs Neue forderte, all das tat unserer Ehe gut. Wir verstanden uns so gut wie lange nicht. Wir konzentrierten uns beide auf die nahe Zukunft. Jeder hatte seine Aufgabe, die er auch gut erledigte. George kaufte neue Möbel und entwarf zusammen mit mir eine neue Bar, während ich mich um den Aufbau des Restaurants kümmerte.

Schon von Anfang an lief es ganz gut, am frühen Morgen mussten wir öffnen und Frühstück servieren. Selbst dann standen schon Männer an der Eingangstür und warteten brummig darauf, dass ihnen endlich Kaffee und Pancakes serviert wurden. Es war später Herbst, Beginn der Jagdsaison. Mit kleinen Augen und trotz der frühen Stunde voller Energie schwirrten wir zwischen den Tischen herum und servierten unseren Gästen, die mit lauten Stimmen und viel Enthusiasmus von ihrer Liebe zur Jagd erzählten. Irgendwie war es romantisch und anregend.

Unser neues Zuhause sah wie ein aus Papier geschnittener Riese aus. Untertags kamen ausschließlich Einheimische, die ihren Kaffee trinken und tratschen wollten, an den Abenden war das Lokal jedoch gefüllt mit Leuten aus Longmont, Boulder und den umgebenden Orten, oft auch aus Denver. Die erwarteten ein anspruchsvolles deutsches Dinner, oder besser das, was sie deutsches Dinner nannten.

Später wollten wir den Stil des Lokals ändern, wollten den Staub entfernen und etwas Neues und Eigenständiges errichten. Das erste, das wir ändern konnten und wollten, war der Name. Doch es fehlte uns an Inspiration. Bis ich wieder einen dieser seltsamen Zufälle erlebte. Durch meine Kontakte zum deutschen Honorarkonsul traf ich einen Deutschen, der im Spätherbst 1966 im Auftrag des Berliner Senats eine Ausstellung in Denver organisierte.

„Wow, ich finde Ihr Restaurant großartig“, sagte er, als er uns eines Tages besuchte. „So was würde ich mir in Berlin wünschen. Nur der Berliner Bär fehlt noch.“ Wir sahen uns an. Warum nicht? Warum sollten wir das berühmte Berliner Wappentier nicht irgendwie für unser Restaurant verwenden? Gesagt, getan. Nach Berlin zurückgekehrt sandte uns unser neuer Freund hunderte kleine Stoffbären und anderes PR Material. Der angebaute Speisesaal wurde ausgebaut, die Innenausstattung aufgemotzt – und das „Black Bear Inn“ war geboren.

Unsere sprachliche Fertigkeit im Englischen ließ noch zu wünschen übrig. Doch im Schnellverfahren passten wir uns dem Sprachgebrauch und dem Stil des Wilden Westens an. Eines Nachmittags zum Beispiel kehrte ich von meiner Einkaufstour in Denver zurück. Jennifer, eine meiner Kellnerinnen, kam zu mir und sagte in ihrem Slang: „Franziska, eine Frau hat nach dir gefragt.“

„Wer war es denn?“

„Hab ich nicht gefragt.“

„Na, wie alt war sie denn?“

„Weiß nicht. But she was an old bag like you. (Aber sie war eine



*Black
Bear
Inn
1977*

alte Tasche wie Du.)“ Bis heute weiß ich nicht, wer die Dame war.

Eine andere meiner Kellnerinnen war Dana, Studentin mit fabelhafter Erziehung und äußerst guter Familie, breit wie ein Pferd. Sie kam aus Dallas und sah aus, wie die Damen der US-Serie „Dallas“ in den achtziger Jahren aussehen würden. Eines Tages fragte ich sie, welches Studium sie denn absolvierte. „Ach, weiß ich nicht genau, aber ich mag den Professor.“

Etwas später organisierten wir eine Party für eine Gruppe Japaner, die auf Geschäftsreise in Boulder waren. Ich stellte ein Menü für die Gäste zusammen, unter anderem die Vorspeise „Austern (Oysters) Rockefeller“. Ich bat Dana, das handgeschriebene Menü auf der Schreibmaschine abzutippen. Fast kippte ich vom Stuhl, als ich das Endprodukt sah. Da stand doch tatsächlich „Oysters Rock-a-fellow“.

„Dana“, rief ich, „das schreibt man Rockefeller.“

„Ach, Mrs. Stein“, antwortete sie lang gezogen, „in Texas brauchen wir keine Rockefellers.“

Diese Art von Umgang im Restaurant überforderte mich zu Beginn. In Kolumbien war es so einfach gewesen, Personal zu bekommen. Es gab keine Administration, keine Formulare, keine Standardtariflöhne. Nun musste jede Art von Steuer korrekt abgerechnet und bezahlt werden, das war wichtig. Im Crashkurs musste ich lernen, wie ein Geschäft rechtlich richtig geführt wird.

Eines Morgens, wir hatten kaum das Lokal geöffnet, betrat ein riesenhafter Cowboy den Gasträum, so groß, dass er sich an der Tür bücken musste. Wenn ich John Wayne damals schon gekannt hätte, würde ich sagen, er sah aus wie dessen Zwilling. Forschen Schrittes kam er auf die Theke zu und verlangte einen „Stack“ mit Kaffee.

Verständnislos sah ich ihn an. Was war das wieder? Erklärte mich mit müdem Lächeln auf: „Lady! Vier Pancakes mit Ahornsirup. Sind wohl neu hier, was?“

„Sticks“, unsere neue Bekanntschaft, war der Wasserkommissar für den Landkreis Boulder. Er war dafür verantwortlich, dass jeder das Wasser aus den Speicherseen erhielt, das er gekauft hatte. Regenwasser war zu manchen Zeiten Mangelware. Dann half für die Versorgung der Felder nur das Wasser, das über in den Boden gegrabene Kanäle aus den Seen geleitet wurde. Unsere Pfannkuchen, die wir ihm an diesem Morgen servierten, müssen ganz gut gewesen sein. Immerhin kam er immer wieder, auch mit seiner Frau, und bald wurden wir gute Freunde. Durch ihn lernten wir die Menschen der Stadt kennen, er machte uns aber auch mit Leuten in der Nachbarstadt Longmont bekannt.

Ich musste die Kochkünste, die ich mir in Cali angeeignet hatte, beiseite legen und auch in der Küche wieder von vorne anfangen. Colorado ist ein Rinderland. Viel Vieh auf den Weiden, viel Vieh auf den Tellern. Niemand war hier um die Cholesterinwerte besorgt, niemand kannte diesen Wert zu dieser Zeit überhaupt.

Lyons ist eine Art Potemkinsches Dorf, wie man es oft in den Vereinigten Staaten findet. Entlang einer typischen Hauptstraße reihen sich kleine, in den verschiedensten Farben bemalte Häuser. Diese Häuser stehen so eng beieinander, dass man die Gebäude dahinter nicht sehen kann, die bei weitem weniger prächtig gestaltet sind.

Ins Unterholz der Hügel rund um die Kleinstadt schmiegen sich kleine Holzhäuser. Wie war diese Umgebung doch anders als Cali, und doch, wenn ich heute daran zurückdenke, spüre ich diese gewisse Faszination. Irgendwie fühlte man sich geborgen zwischen diesen kleinen Häusern und den freundlichen Bewohnern.

Die Versorgung Lyons war mehr als mangelhaft. Es gab nur ein einziges bescheidenes Lebensmittelgeschäft, dafür jedoch mehrere große Teppichgeschäfte. Kunst und Kultur spielte in dieser Kleinstadt eine allgegenwärtige Rolle. In zahlreichen Läden wurde einheimische Handarbeit und Fundstücke der Indianerkultur verkauft.

Für mich war das alles eine andere Welt. In Südamerika lebten wir in der Oberschicht, hatten kaum Kontakt zu der Welt der unteren Schichten. Hier jedoch gab es keine unterschiedlichen Schichten, hier waren alle gleich. Es war auf der einen Seite einfacher und angenehmer, auf der anderen Seite vermisste ich die Dienstmädchen, die vierundzwanzig Stunden am Tag arbeiten konnten, falls wir sie brauchten.

Eine der Besonderheiten von Lyons war der Waschsalon. Dachte man an ein Geschäft gefüllt mit Waschmaschinen, so lag man hier falsch. Dieser „Washsalon“ war für die Arbeiter der Steinbrüche, dort konnten sie sich nach ihrer staubigen Arbeit in kleinen Kabinen duschen, bevor sie sich einen Drink im Saloon genehmigten. Nicht jedes Haus hatte ein Bad, und so war es mehr als notwendig, eine Art öffentliche Duschanstalt anzubieten. Im Sommer badeten die Männer auch schon mal im St. Vrain Fluss, der auch den Kindern im Sommer als Freibad diente. Doch das war nicht dasselbe wie duschen in einer eigenen kleinen Kabine.

An Samstagen fand in der Turnhalle der Schule Squaredance statt. Die Damen trugen weite Röcke mit viel Tüll darunter, weiße Blusen und flache Schuhe. Die Männer trugen Westernhemden, Cowboystiefel und natürlich den Stetson, den Cowboyhut. Die Paare wechselten unter der Anweisung des Tanzmeisters, der die Schrittfolgen ansagte. Begeisterungsrufe und Pfiffe begleiteten die Band, die einen Country-song nach dem anderen spielte. Wenn es einen Fixpunkt im Leben des Kleinstädtchens gab, dann waren es diese Samstage.

Nur über einen Fußweg erreichbar lag nördlich von Lyons die alte Geisterstadt Nolan. Vor langer Zeit hatten dort bis zu 1900 Menschen gewohnt, die Dance Hall hatte spektakuläre Tanzabende erlebt und die Spieler und Abenteurer der Gegend hatten dort ihr Glück im Spiel gesucht. Wie in einem Film! Die Ruinen standen noch immer in der kargen Landschaft, manche der Häuser waren noch ganz gut erhalten. Wenn man in die Stadt trat, legte sich diese Einsamkeit wie eine tiefe Stille über die Seele.

Den Abschluss des Ortes bildete der Friedhof. Zu Ende des 19. Jahrhunderts starben viele der Einwohner an Krankheiten oder bei Unfällen in den Steinbrüchen. Ohne brauchbare Infrastruktur wurde selbst ein gebrochenes Bein zu einer lebensbedrohlichen Gefahr, wenn sich durch unsachgemäße Behandlung eine Thrombose bildete oder Schmutz die Wunde verunreinigte.

An manchen Sommertagen, wenn ich vor dem Abendgeschäft etwas Ruhe und Entspannung brauchte, wanderte ich nach Nolan und setzte mich in die Mitte der Hauptstraße. Wenn ich dann die Augen schloss, sah ich die eleganten Damen in ihren langen Kleidern und die Herren mit staubigen Hosenbeinen zwischen den Häusern wandern, vernahm das Geschrei der Kleinkinder und konnte fast das Piano aus dem Saloon hören.

Manchmal, wenn ich mit einem etwas verlorenen Gefühl die

Hauptstraße entlang ging, fragte ich mich, ob ich für dieses im Vergleich zu Kolumbien einfache Leben auch Langeweile eingetauscht hätte. Doch was konnte ich schon tun? Weiterarbeiten und das Beste draus machen. Nichts konnte das Gefühl aufwiegen, meine Enkelin aufwachsen zu sehen. Langsam begannen wir, Wurzeln in den harten Boden Colorados zu schlagen.

Das erste Gesetz, das wir in Colorado kennen lernten, war das zum Ausschank von Alkohol, wobei zwischen Bier und Wein auf der einen Seite und harten Getränken auf der anderen Seite unterschieden wurde. Es war nicht so, dass man einfach ein Lokal eröffnen und dort auch alkoholische Getränke anbieten konnte. Dazu brauchte man eine Lizenz, und die hatten wir nicht.

In unserer Nähe befand sich das zu dieser Zeit berühmte Restaurant „The Foot Hills Inn“, das gerade wegen dem Besitz der Spirituosenlizenz viele Gäste bewirten konnte. Die Universität in Boulder war nahe, und während der großen Football-Meisterschaften der Studenten kamen immer viele zusätzliche Kunden. Football war und ist an den Universitäten unheimlich wichtig. Die Meisterschaften, die in den Herbstmonaten durchgeführt wurden, ließen in allen Lokalen die Kasen klingeln.

Der Ausschank von Alkohol hatte jedoch auch seine unangenehmen Seiten. In der einzigen Westernbar in Lyons kam es zu wöchentlichen Rängeleien der Mächtigenraufbolde, wie man sie aus den alten Westernfilmen kennt. Da flog schon mal ein starker Mann durch die Schwingtür nach draußen, klopfte sich brummend den Staub aus den Kleidern und ging forschen Schrittes zurück in den Saloon.

Immer wieder hatten wir um eine Lizenz für Spirituosen ange-sucht, immer wieder wurde der Antrag abgelehnt. Wegen der Nähe zur Universität durften wir keine harten Getränke ausschenken, das war die offizielle Begründung. Und doch war gerade das wichtig, um Kunden anzulocken. Mit allen Mitteln, auch mit Hilfe unseres Anwaltes, versuchten wir, diese verdammte Lizenz zu bekommen, doch ohne Erfolg. Mit einem – wie wir annahmen – umfangreichen und attraktiven Menü, Wein und Bier kamen wir schließlich über den Winter. Bier wurde viel konsumiert, Wein jedoch blieb die Ausnahme.

Schließlich passierte es zufällig. Eines Abends kam ein älteres Ehepaar in unser Restaurant und bestellte einen doppelten Bourbon-on-the-Rocks. Nun ja, Rocks hatten wir genügend, aber keinen Bourbon.

„Was?“ antwortete unser Gast überrascht. „Sie dürfen hier keinen

Whiskey ausschenken? Na, das geht doch nicht. Wissen Sie was, ich werde mal mit Andy reden.“ Wie sich herausstellte, war Andy der Staatssekretär für Colorado. Am Montag nach dem Besuch dieses Ehepaares erhielten wir einen Anruf vom State Department. Wir wurden in geschäftsmäßigem Ton davon informiert, dass wir einen Besuch von höchster Stelle erwarten dürften.

Irgendwie schlotterten uns die Knie, dann wieder waren wir glücklich über die Entwicklung. Wir würden einen hohen Gast begrüßen, und eigentlich konnte das nur positiv für uns sein.

Am selben Nachmittag fuhr ein Tross schwarzer Limousinen durch Lyons, als der Staatssekretär mit seiner Entourage zu Besuch kam. Zuerst stoppte er im Büro des Bürgermeisters und fuhr dann weiter zu unserem Anwalt. Einige wenige Sätze, man tippte sich an den Rand des Cowboyhuts, schüttelte die Hände, und ab rauschten die Limousinen. Normalerweise dauert ein ordentliches Verfahren vier bis sechs Wochen – wenn man eine Lizenz überhaupt zugesprochen bekam. Zwei Tage nach diesem Besuch jedoch hielten wir unsere brandneue Lizenz in Händen. Das war Politik American style.

Voller Stolz präsentierten wir unser deutsches Restaurant zu Beginn der Weihnachtszeit, die uns eine Reihe von Firmenfeiern einbrachte. Wir hatten nun zwar einen Küchenchef und einige Aushilfen, doch wehmütig dachte ich immer wieder an unsere zahllosen treuen Mädchen in Cali. Wir waren auf deutsche Küche spezialisiert, doch eigentlich brauchten wir fast nur den neuen Grill, der nach den neuesten Errungenschaften der Technik die begehrten Steaks bis zur Perfektion zubereiten konnte.

Der heilige Abend, den wir mit Barbara und ihrem Mann feierten, stand ganz im Zeichen des werdenden Lebens, das bald unsere Familie bereichern sollte. Ich hatte schon Schühchen und Babykleidung gekauft, ich schwelgte gerade in diesen Dingen. Wie herrlich war es, in ein Geschäft nach dem anderen zu gehen, das eine Blüschen anzusehen, die anderen Schühchen doch nicht zu kaufen. Noch nie in meinem Leben hatte ich eine Ausstattung für ein Kind gekauft. Zu Barbaras Geburt hatten wir alles selbst gemacht, die Windeln waren abgelegte Frotteebettwäsche des Lazaretts gewesen. Nun aber gab es unheimlich niedliche und unwahrscheinlich praktische Dinge, die man in solchen Mengen kaufen konnte, dass man nicht wusste, wohin sich wenden.

Der Januar brachte viel Schnee, und jeden Morgen musste George das Auto freischaufeln. Wir hofften, dass der Wagen anspringen würde, wenn wir ihn brauchten. Die Winterlandschaft war wunderschön,

auch wenn ich in meinen warmen Pullovern noch immer fror. Gedämpft drangen die Laute der Straße in unser Restaurant, alles schien wie in Watte gepackt. Nachmittags kam oft die Sonne durch die Wolken und überraschte uns mit kitschigen Postkartenbildern der Berge.

Langsam nur tasteten wir uns mit unserem Wagen über die vereisten Straßen. Wir waren noch nie in unserem Leben bei Eis und Schnee gefahren. Zwar verwendeten wir in Berlin immer wieder den Wagen von Opa Max, doch wenn wirklich Schnee in der Stadt gelegen war, hatten wir ihn lieber stehen gelassen. In Cali war ein solches Wetter kein Thema. Nun mussten wir lernen, nicht im nächsten Straßengraben zu landen.